



ELISABETH BÜCHLE

Roman

*Im Herzen
die Freiheit*


GerthMedien

Marie musste ihre Stimme anheben, um das Läuten, Schlagen, Klirren, die Rufe und die Geräusche der Fuhrwerke übertönen zu können: „Allein New York hat einen größeren Hafen und schlägt mehr Waren um als New Orleans. Hier wird neben Baumwolle und Zucker auch Whiskey, Tabak, Hanf und unendlich mehr ein- und ausgeladen, ge- und verkauft.“

„New Orleans ist aufregend und fantastisch, nicht wahr?“

„Bestimmt, Mademoiselle Antoinette. Sie werden hier viel Neues kennenlernen.“

„Denken Sie, es wird mir hier gefallen?“

„Ich hoffe es, Mademoiselle.“

Das Schiff schrammte leicht an einer der Kaimauern entlang, und Seeleute sprangen von Bord, um es mit schweren Seilen zu vertäuen. Befehle wurden gebrüllt, und Toni spürte, wie ihre Aufregtheit und die Faszination dem Neuen gegenüber einer fast panischen Angst wichen. Sie fühlte sich fremd, klein und allein gelassen. Ihre schmale Hand tastete nach der von Marie, die diese nahm und fest drückte.

„Wir sollten in unsere Kabine gehen und uns darauf vorbereiten, von Bord zu gehen, Mademoiselle Antoinette.“

* * *

Zwei Stunden später standen Mademoiselle Claire, Marie und Toni inmitten des geräuschvollen, verwirrenden Durcheinanders am Kai und blickten sich ein wenig hilflos um. Mademoiselle Claire hielt einen auffälligen roten, mit goldenen Fransen besetzten Sonnenschirm in der Hand, der für den Kutscher, der sie in das Stadthaus zu fahren hatte, als Erkennungszeichen dienen sollte. Nun standen sie bereits eine halbe Stunde auf der Kaianlage, doch niemand hatte sie angesprochen, ob sie die zu Erwartenden seien.

Toni war darüber nicht unglücklich. Jede Minute, die verstrich, schob sich zwischen diesen aufregenden Moment und den Zeitpunkt, an welchem sie ihre neue Familie kennenlernen würde, und somit auch zwischen das Jetzt und den voller Angst erwarteten Augenblick der ersten Begegnung.

Aufmerksam beobachtete sie die Verladearbeiten entlang der Kaimauern. Als sie sah, wie ein älterer schwarzer Mann von einem weißen Seemann einen Tritt bekam, da er die schweren Fässer mit Zucker angeblich zu langsam den wackeligen Steg zu einem der Schiffe hinauftrug, zogen sich die Brauen über ihren großen, dunklen Augen zusammen. Es dauerte keine Minute, da erhielt ein junger schwarzer Bursche mit kahl geschorenem Schädel von demselben Mann einen derben Schlag in den Nacken.

Toni brummte missmutig auf, was ihr einen ermahnenden Blick von Mademoiselle Claire einbrachte, auch wenn sich dieser der Grund ihrer undamenhaften Reaktion entzog, da sie in die entgegengesetzte Richtung zu den an- und abfahrenden Kutschen blickte.

Toni zog Marie an der Hand und wartete, bis sie ihre Aufmerksamkeit erlangt hatte. „Warum darf dieser Mann die schwarzen Arbeiter ungestraft schlagen, Marie?“

„Das sind Sklaven, Mademoiselle Antoinette. Davon gibt es hier sehr viele, und ihre Besitzer dürfen mit ihnen machen, was sie wollen.“

„Das ist nicht richtig, Marie“, flüsterte das Mädchen.

Toni glaubte, ein schwaches, zustimmendes Nicken bei ihrer Zofe erkennen zu können. Dennoch erklärte die junge Frau: „Dieses Land hat seine eigenen Gesetze und

Regeln, Mademoiselle Antoinette. Wir werden sie erst einmal erlernen müssen, um die Menschen hier zu verstehen.“

„Ich habe keine Lust, irgendwelche Regeln zu lernen, die erlauben, dass ein Mensch einem anderen wehtun darf“, erwiderte Toni.

„Wenn man in ein anderes Land einreist und dort leben möchte, muss man sich den dortigen Gepflogenheiten anpassen, Mademoiselle Antoinette. Sonst wird man nicht glücklich werden, immer ein Außenseiter sein und vielleicht sogar immer als Fremder und Feind betrachtet werden.“

„Ich werde lernen und mich anpassen, Marie. Aber das Benehmen dieses Mannes gefällt mir nicht. Sehen Sie hin, jetzt hat er den alten Mann schon wieder getreten. Beinahe wäre er gestürzt.“

Marie seufzte und wandte sich wieder Mademoiselle Claire zu, die immer ungeduldiger wurde.

Toni beobachtete mitfühlend den älteren schwarzen Mann mit den grauen, dichten Locken. Ihm wurde von einem hölzernen Lastenkarren herab ein weiteres Fass auf den Rücken gepackt, und mit unsicheren Schritten ging er auf den schmalen Steg zu, der den Kai vom Laderaum des Frachtschiffes trennte.

Plötzlich traten zwei junge Männer hinter einem Stapel Kisten hervor. Einer von ihnen stieß gegen den Schwarzen, der ins Taumeln geriet und mitsamt seiner schweren Last stürzte. Der Aufprall des Fasses ging in dem lauten Umfeld der Hafenanlagen unter, und Marie und Mademoiselle Claire waren so sehr in ihr aufgeregtes Gespräch vertieft, dass ihnen das Geschehen entging. Vorsichtig zog Toni ihre Hand aus der Maries.

Der Aufseher kam mit großen Schritten herangelaufen und trat dem Schwarzen, der noch immer am Boden lag, mit dem Stiefel in die Seite. Es folgte ein kurzer Wortwechsel zwischen den Weißen, während der Träger sich mühsam erhob und das Fass auf seinen Zustand prüfte. Plötzlich sauste die behandschuhte Hand des Aufsehers mehrere Male in das Gesicht, auf die Schultern und die Brust des alten Mannes.

Mit einem kurzen entsetzten Aufschrei raffte Toni ihren Rock in die Höhe und lief auf die vier Männer zu. „Aufhören, sofort aufhören!“, rief sie erst in Deutsch, dann besann sie sich und wiederholte ihre Aufforderung in Französisch. Drei Augenpaare starrten sie verwundert an, während der schwarze Mann geduckt und gedemütigt stehen blieb.

„Wie können Sie sich erdreisten, diesen Mann für etwas zu bestrafen, wofür er nicht einmal etwas kann?“ Toni blickte den Aufseher wütend an. „Er wurde angerempelt. Ihn trifft keine Schuld“, stieß sie aus, und als sie die wütend zusammengezogenen Augenbrauen ihres Gegenübers entdeckte, fügte sie schnell noch ein etwas höflicheres „Monsieur“ hinzu.

„Aber er war es, der das Fass hat fallen lassen, Mademoiselle“, kam die scheinbar logische, nicht eben freundliche Antwort.

„Wenn er aber doch nichts dafür konnte, Monsieur. Diesen Mann hier schlagen Sie doch auch nicht, dabei hat er ihn angerempelt.“

„Monsieur Deux schlagen?“ Der Mann lachte, drehte sich um und sah zu, wie dem Sklaven das unbeschädigte Fass erneut aufgeladen wurde.

Toni wandte sich dem jungen Mann zu, den der Aufseher Monsieur Deux genannt hatte. „Warum haben Sie dem armen Mann nicht geholfen? Warum haben Sie nicht gesagt, dass es Ihre und nicht seine Schuld war?“

Monsieur Deux lächelte seinen Begleiter an und wandte sich wieder dem aufgeregten Mädchen vor sich zu. „Es würde keinen Unterschied machen, kleine Mademoiselle. Dieser Schwarze ist und bleibt der Schuldige.“

„Weshalb?“

„Weil das in New Orleans nun einmal so ist.“

Toni bekam große Augen. Genau diese Worte hatte sie sich auf dem Schiff so viele Male anhören müssen, wenn sie sich nach den Sklaven oder den Menschen aus dem Unterdeck erkundigt hatte. Verwirrt schüttelte sie den Kopf und wandte sich ab, um zu ihren Begleiterinnen zurückzukehren, die sie inzwischen vermissten und riefen.

„Sie dürfen sich nicht einfach entfernen, Mademoiselle Antoinette“, rügte Mademoiselle Claire sie sichtlich ungehalten.

Marie nahm die Stoffmassen ihres Kleides ein wenig beiseite und ging vor dem Mädchen in die Hocke. „Was haben Sie dort getan?“

„Der schwarze Mann wurde ungerecht behandelt, und die anderen Männer sagen, sie dürften das, weil das hier so üblich sei. Dabei hat mich meine Mama gelehrt, dass in Gottes Augen alle Menschen gleich viel wert sind.“

„In Gottes Augen wohl, Mademoiselle Antoinette. Doch die Menschen machen da Unterschiede.“

„Aber ist es denn nicht unsere Aufgabe, die Menschen mit Gottes Augen zu sehen?“

„Das ist es, Mademoiselle Antoinette. Und das sollten Sie nie vergessen.“ Marie erhob sich, nahm das Mädchen an der Hand und führte es zu dem Fahrzeug. Der Chauffeur öffnete ihnen die Kutschentür.

Als Toni sich in das weiche, blaue Polster fallen ließ, hörte sie zum ersten Mal die Turmglocken der Kathedrale von St. Louis schlagen. Sie war in New Orleans angekommen.

* * *

Der Wind peitschte den Regen unbarmherzig durch die Häuserschluchten. Die Wassermassen fielen so dicht, dass der Montmartre nicht mehr zu erkennen war. Die Straßen von Paris waren ungewohnt leer.

Der bärtige Mann zog sich seinen Hut noch ein wenig tiefer ins Gesicht und versuchte erfolglos, sich unter einem der Bäume vor dem schräg herniederprasselnden Regen zu schützen. Fluchend schob er die Hände in die Taschen seines Jacketts, und er fragte sich, wo sein Informant nur steckte. Immerhin waren sie vor mehr als einer Viertelstunde hier verabredet gewesen. Ungehalten und frierend stampfte er mit den Füßen auf und wagte einen weiteren Blick an dem Stamm vorbei in Richtung der Treppen.

Tatsächlich näherte sich dort nun eine dunkle Gestalt, die die Schultern weit nach oben gezogen hatte und den Kopf notdürftig mit dem hochgeklappten Mantelkragen zu schützen versuchte. Unschlüssig blieb der schwächliche Mann stehen und sah sich um. Schließlich zuckte er mit den Schultern und wollte sich wieder den Treppen zuwenden, sodass dem Bärtigen nichts anderes übrig blieb, als aus dem relativen Schutz des Baumes hervorzutreten.

Der jüngere Mann zuckte zusammen, erkannte ihn schließlich und eilte herbei. „Ich habe Sie erst gar nicht gesehen, Monsieur.“

„Du bist verdammt spät.“

„Ich dachte, ich würde noch etwas mehr erfahren, doch der Mann war ein Wichtigtuer und wusste im Grunde nichts.“

„Was hast du also erfahren?“

„Sie hatten recht. Das Mädchen wurde vor dreieinhalb Monaten von Deutschland hierher zu seinen Großeltern gebracht.“

Der Ältere schüttelte verwundert den Kopf. „Dann müssen sie das Kind sofort nach dem Tod der Eltern fortgeschafft haben.“

Sein Gesprächspartner zog unwissend die Schultern nach oben.

„Sie ist also bei den de la Rivières?“

„Tut mir leid, Monsieur. Das weiß ich nicht sicher. Man munkelt, sie sei schon wieder abgereist, aber offensichtlich weiß niemand etwas Genaues.“

„Abgereist? Wohin? Warum?“

„Wie gesagt, es ist nur ein Gerücht. Auf jeden Fall hat niemand der Bediensteten im Bekanntenkreis der de la Rivières dieses Mädchen je zu Gesicht bekommen. Das muss jedoch nichts heißen. Immerhin gehen die beiden Alten nicht mehr viel aus und möglicherweise ist das Kind krank oder sehr verstört und wird nicht unter die Leute gebracht.“

Unzufrieden schüttelte der ältere Mann seinen Kopf, wobei das Wasser von seinem Hut in das Gesicht seines jungen Informanten spritzte. Dieser wagte jedoch nicht, sich zu beschweren, da er sich vor dem grimmigen, sichtlich wütenden Mann fürchtete und ohnehin bereits völlig durchnässt war.

„Du musst das herausbekommen. Unbedingt. Ich muss wissen, ob das Kind noch bei den de la Rivières ist, und falls nicht, muss ich schnell erfahren, wohin es gebracht wurde.“

„Was ist an dem Kind denn so wichtig?“ Der junge Mann schnappte nach Luft, als sein Auftraggeber ihn grob am Hals packte und mit einer Hand so fest zudrückte, dass er kaum mehr atmen konnte. Wild zappelnd versuchte er, sich aus dem unbarmherzigen Griff zu befreien.

Endlich wurde er losgelassen. Tief Atem holend taumelte er einige Schritte nach hinten, froh, ein wenig mehr Abstand zwischen sich und den wütenden Mann bringen zu können.

„Das geht dich nichts an, Bursche“, zischte der Ältere mit deutschem Akzent. „Dein Auftrag ist es, dieses Mädchen zu finden und mir davon zu berichten. Hast du mich verstanden?“

Der Jüngere nickte nur, da er sich seiner Stimme nicht ganz sicher war. Schnell nahm er die ihm angebotenen Francs entgegen, stopfte sie in seine Hosentasche und wich einen weiteren Schritt zurück, als er in die wild funkelnden, düster blickenden Augen seines Gegenübers schaute.

„Wenn du etwas erfährst, verständigt du mich auf demselben Weg wie heute. Und du sprichst mit niemandem über diese Angelegenheit. Sollte mir irgendwelcher Tratsch zu Ohren kommen, werde ich annehmen, dass du deinen Mund nicht halten konntest, und dann sieh dich vor, dass ich dich nicht finde. Hast du mich verstanden?“

Der junge Mann nickte, drehte sich um und flüchtete die vielen Stufen hinunter, um in den engen Gassen zu verschwinden.

* * *

Die Kutsche durchfuhr ein schmiedeeisernes, hohes Tor, das in einer ebenso hohen Mauer eingelassen worden war, und rollte die mit Steinplatten ausgelegte Auffahrt hinauf.

Marie spürte eine freudige Aufregtheit in sich. Sie hatte in Paris so viel über New Orleans gehört und gelesen und war, nachdem sie erfahren hatte, dass die de la Rivières eine Zofe für ihre Enkelin in New Orleans suchten, begierig darauf gewesen, diese Anstellung zu erhalten. Marie war in einer angesehenen Familie aufgewachsen und hatte eine ausgezeichnete Schulbildung genossen, aber der frühe Tod ihres Vaters hatte sie gezwungen, sich nach einer Stelle umzusehen. Allerdings fragte sie sich, ob ihr Zofenstatus über die Schifffahrt hinaus Bestand haben würde. Hier in Amerika gab es unzählige Sklaven und einige der weiblichen Hausklaven waren für die Kinder zuständig. Das war dem greisen Ehepaar, das die Enkeltochter gut versorgt wissen wollte, offenbar nicht bewusst gewesen. Doch selbst wenn sie als Zofe nicht gebraucht würde, so war es den Bekannten der de la Rivières wohl kaum möglich, sie ohne eine angemessene Entlohnung oder sogar eine anderweitige Anstellung – vielleicht auch in einem anderen Haushalt – entlassen zu können. Sie jedenfalls war in dieser atemberaubenden Stadt angekommen, und das war im Moment das Wichtigste. Alles Weitere würde sich zeigen.

Die siebzehnjährige junge Frau blickte zu dem kleinen Mädchen hinüber, das sittsam und ungewohnt still neben seiner Gouvernante saß. Doch die dunklen Augen bewegten sich unruhig hin und her, und ununterbrochen berührte es mit seinen Fingern die Lippen – eine Geste, die Marie schon während der langen Überfahrt aufgefallen war. Sie zeigte Tonis Angst und Nervosität.

Die junge Frau seufzte innerlich. Sie bemitleidete Toni, denn während sie selbst in diesem Land ihren Traum in Erfüllung gehen sah und gewissen Freiheiten entgegenfieberte, hatte das Kind keine Wahl gehabt. Es musste bei dieser Familie leben, gleichgültig, ob es sich dort wohlfühlen würde.

Das Fahrzeug stoppte, nachdem es in einem kleinen Halbkreis direkt vor die Treppe gefahren war, und schaukelte unruhig, als der Kutscher und die beiden Burschen hinter der Equipage ihre Plätze verließen.

„Wir sind endlich angekommen“, seufzte Mademoiselle Claire und lächelte zaghaft in die Runde.

Marie lächelte zurück, und als der Kutscher die Tür öffnete und seine dunkle Hand zur Hilfe anbot, stieg sie als Erste aus. Nachdem sie festen Boden unter den Füßen hatte, glitt ihr Blick zuerst zu dem großen, ansehnlichen weißen Haus hinüber. Es machte einen freundlichen Eindruck, und doch konnte Marie die Furcht in den Augen ihres kleinen Schützlings gut verstehen, als Toni, die inzwischen auch aus der Kutsche gestiegen war, zwischen Haus und Straße hin- und herblickte.

Antoinette war auf einem Landgut in der Nähe einer kleinen deutschen Stadt aufgewachsen und hatte dort vermutlich unendlich viele Felder, Wiesen und Wälder um sich gehabt. Hier hingegen schien es – bis auf einige Bäume entlang der schmalen Grünfläche – nur die belebte Straße, große, herrschaftliche Häuser sowie Mauern, Zäune und Tore zu geben. Ob sich das Mädchen nicht zu eingengt fühlen würde?

Antoinette kam zu ihr und blickte sie mit flehenden Augen an. „Marie, hier gibt es ja nicht einmal eine Wiese oder einen Wald“, klagte sie leise und der jungen Zofe zog es